

Kirche im Reformstau

Am 21. November 1964 verabschiedeten die Väter des Zweiten Vatikanischen Konzils mit 2151 Ja-Stimmen gegen fünf Nein-Stimmen die Dogmatische Konstitution über die Kirche „Lumen Gentium“. So wie der Text vorliegt, stellt er einen bedeutenden Einschnitt in der Selbstdarstellung der Kirche dar. War diese in der vorkonziliaren Zeit weithin im Blick auf die hierarchisch von oben nach unten gegliederte Struktur erstarrt, gelang es dem Konzil wenigstens für die unmittelbar folgende Zeit die Blickrichtung grundlegend zu ändern.

Eine neue Perspektive

Diese neue Blickrichtung hat sich nicht zuletzt im Aufbau der Konstitution niedergeschlagen. Dabei spielen vor allem zwei Momente eine nachhaltige Rolle: einmal eine stärker an der Bibel und ihren Bildern orientierte Sicht der Kirche sowie zum anderen die Orientierung am Grundcharakter der ganzen Kirche als des gläubigen Volkes Gottes vor jeder Differenzierung innerhalb der Gemeinschaft. Damit wurde zugleich ein lange maßgeblicher Punkt kirchlichen Selbstverständnisses relativiert: Die Kirche war weniger eine punktuell, d.h. zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt von Jesus gegründete Gesellschaft, sondern sie erwuchs vielmehr aus jener von Gott gestifteten und geleiteten Größe, die im Volk des Alten Bundes als dem Volk Israel ihre Gestalt gefunden hat. Gerhard Lohfink hat diesen Tatbestand auf die Formel gebracht: „Jesus konnte gar keine Kirche gründen, da es sie längst gab – nämlich das Gottesvolk Israel.“¹

Nun hat die Kirchenkonstitution aber acht Kapitel. Am Anfang stehen die beiden Kapitel „Das Mysterium der Kirche“, in dem vor allem der Bilderreichtum der Heiligen Schrift seinen Niederschlag gefunden hat, und „Das Volk Gottes“, in dem die Gesamtheit der Gläubigen und damit zugleich ein mit der reformatorischen Theologie gemeinsames Moment für das Verständnis von Kirche seinen Ausdruck findet. Es folgen dann jene Kapitel, die im Rückblick doch vieles vom neuen Schwung der ersten beiden Kapitel absorbiert haben. Kapitel drei behandelt „Die hierarchische Verfassung der Kirche, insbesondere das Bischofsamt“, daran anschließend Kapitel vier „Die Laien“. In der offensichtlichen Sorge, daß die Rolle des Papsttums bei einer stärkeren Artikulation der bischöflichen Kollegialität Schaden leiden könnte, wiederholt das dritte Kapitel auch die wesentlichen Inhalte des Ersten Vatikanischen Konzils.

Die weiteren Kapitel hätten bei einem etwas offeneren Aufbau des Dokuments viel zur Vertiefung der kirchlichen Spiritualität beitragen können, wenn nicht unterschwellig in ihnen die Frage nach den kirchlichen Strukturen weitergeführt würde. So spricht Kapitel fünf zwar von der „allgemeinen Berufung zur Heiligkeit in der Kirche“, doch Kapitel sechs handelt von den „Ordensleuten“, einer eigenen kirchlichen Struktur, bevor Kapitel sieben den „endzeitlichen Charakter der pilgernden Kirche und ihre Einheit mit der himmlischen Kirche“ thematisiert. Schlußpunkt der Konstitution ist das lange umstrittene marianische Kapitel acht über „Die selige jungfräuliche Gottesmutter Maria im Geheimnis Christi und der Kirche“, in dem die Fülle marianischer Aspekte in der Kirche gleichsam zusammengefaßt erscheint. Damit endet die Konstitution aber nicht da, wo die Kirche sich im heutigen Leben zu bewähren hat: auf den Straßen dieser Welt, sondern im Vorgriff auf jenen Ort, der uns zwar verheißen ist, aber am Ende doch nur ein Ort der Sehnsucht jenseits der Todeslinie und damit jenseits dieser Welt ist.

Spannungen

Drei Dinge sind an dieser Stelle festzuhalten:

1. Die Kirchenkonstitution ist letztendlich doch, wie es etwa Hermann-Josef Pottmeyer festgestellt hat, von einer doppelten Ekklesiologie geprägt: einmal von der Kirchenlehre, die seit dem Ersten Vatikanischen Konzil strukturbestimmend war und als hierarchisch-juridisch angesprochen werden kann, sodann von dem Neuansatz, den man biblisch-spirituell-geschichtlich nennen könnte; Kontinuität und Innovation konkurrierten von Anfang an².

2. Auch wenn sich in der Kirchenkonstitution auf den ersten Blick der Neuansatz stärker aufdrängt, hat er doch schon im Lauf des Konzils selbst insofern an Schwung verloren, als die alte Sicht sich nochmals in einer Fülle von zusätzlichen Dekreten niedergeschlagen hat. Dazu gehören die Dekrete über die katholischen Ostkirchen, über die Hirtenaufgabe der Bischöfe, über die Priesterausbildung, über Dienst und Leben des Priesters, über die zeitgemäße Erneuerung des Ordenslebens sowie über das Laienapostolat – alles Dekrete, die in hohem Maß aus der hierarchischen Gestalt der Kirche und den damit verbundenen Strukturen zu bedenken sind.

3. Der Kirchenkonstitution an die Seite zu stellen ist allerdings dann die Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute „Gaudium et Spes“. Sie hat sehr dazu beigetragen, daß das Konzil sich nicht mit einer sich selbst bespiegelnden Betrachtung der Kirche begnügt hat, sondern sich sehr wohl der sich ständig ändernden Welt stellt. Bei aller Bedeutung dieser Konstitution ist aber auch hier nicht zu übersehen, daß in diesem auf die Praxis abhebenden Dokument im Blick auf die gesellschaftliche Wirksamkeit der Kirche deren theologisch-spirituelle Seite eher in den Hintergrund getreten ist. Es nimmt im übrigen nicht wunder, daß in der Ver-

längerung von *Gaudium et Spes*, genauer: in der Enzyklika „*Humanae Vitae*“ vom 25. Juli 1968, mit ihrer bis heute umstrittenen Festlegung in der Frage der Empfängnisverhütung, die anfangs überschwenglich positive Bewertung des Konzils in ihr Gegenteil umschlug. Seit jener Zeit befindet sich die Kirche zumindest für ihren inneren Bereich wieder stark auf der defensiven Seite.

Vor diesem Hintergrund bietet es sich an, knapp 40 Jahre nach der Verabschiedung der Kirchenkonstitution erneut nach dem ekklesiologischen Grundimpuls des Konzils zu fragen. Dabei muß sich zeigen, ob der Weg der Kirche mehr in Richtung auf eine Bewahrung der Tradition oder mehr auf einen Aufbruch zu neuen Ufern angelegt ist. Wenn nicht alles täuscht, hat beides seinen Ort im Konzil: zum einen die Verpflichtung auf einen Anfang, der im Sendungsauftrag und in der Nachfolge Jesu liegt, zum anderen die Betonung der „Pilgerschaft“, das heißt der Bereitschaft zur ständigen Veränderung in Raum und Zeit und damit zur Einstellung auf neue Ufer. Dieser Gedanke steht auch im Hintergrund der verbreiteten Rede von der „*Ecclesia semper reformanda*“, einer ständig zu Reform und Erneuerung bereiten Kirche.

Innen und außen

Zur katholischen Ekklesiologie gehört – nicht selten im Gegensatz zur traditionellen reformatorischen Lehre von der Kirche – die Unterscheidung der sichtbaren und unsichtbaren Kirche: also einerseits eine Sicht, die die Kirche im gesellschaftlichen Raum gleichsam von außen betrachtet, sowie andererseits eine der Außensicht oft verborgene Innenansicht der Kirche, die sich letztendlich nur dem gläubigen Auge des Christen erschließt. Wenn heute bis in die Kirche hinein der Welteinfluß des Papstes gelobt, der Umgang mit binnenkirchlichen Fragen aber auf vielfältige Kritik stößt, hat das nicht zuletzt mit dieser doppelten Kirchensicht zu tun. Tatsache ist, daß es nur für einen glaubenden Menschen sinnvoll ist, vom „Mysterium der Kirche“ zu sprechen, weil nur der Glaubende in der Kirche den Weg in das Geheimnis des lebendigen Gottes entdeckt. Genau dieses Geheimnis aber steht in der Konzilskonstitution am Ausgangspunkt der Beschäftigung mit der Kirche und sollte auch theologisch ihr Mittel- und Zielpunkt bleiben³.

In einer von Praxis und Pragmatik bestimmten und auf die Nützlichkeit für das menschliche Leben bedachten Zeit ist es aber nicht zu leugnen, daß sich auch im Blick auf die Kirche in den letzten Jahrzehnten immer mehr die gesellschaftliche und in diesem Sinn die soziologische Sicht in den Vordergrund des Interesses geschoben hat. Dabei wird die Kirche selbst zu einer der gesellschaftlich prägenden Institutionen und Instanzen. Wie bei allen gesellschaftlichen Institutionen und Strukturen stehen aber dann ihre Verwendbarkeit und Nützlichkeit im Vordergrund, und diese finden folglich vom Menschen und seinen Interessen her ihre Beurteilung und Einordnung. Dafür wird die Kirche von ihrer „Gegeninstanz“, in diesem Fall von Gott,

seinem Wollen und Gestalten her, immer weniger gefragt. Der Bonner Sozialethiker Lothar Roos hat vor einiger Zeit in einem Leserbrief im Blick auf einen konkreten binnenkirchlich verfaßten Aufsatz angemahnt, daß der Verfasser des Aufsatzes zwar eindrucksvoll von Verkündigung (*martyria*) und Diakonie (*diakonia*) als kirchlichen Wesensvollzügen gesprochen, dafür aber den zentralen dritten Wesensvollzug, die Liturgie (*leitourgia*), ausgespart habe. In der Tat ersetzt bis in die Kirche hinein häufig die soziologische Sicht der Kirche die theologische.

Das gilt freilich keineswegs für die sogenannten „progressiven“, also die zum Aufbruch drängenden Kreise allein, sondern vielfach auch für die sogenannten „traditionellen“ bzw. traditionalistischen Kreise, also jene, die sich bemühen, den vermeintlich auf jeden Fall zu rettenden Bestand zu sichern. Denn auch wer zum Beispiel glaubt, den immer stärker spürbaren Ausfall der traditionellen Pastoralkräfte, also den Priestermangel, durch alle möglichen Strukturspiele ausgleichen zu können, muß sich fragen lassen, ob er das Problem wirklich auf spirituelle Weise angeht und in diesem Sinn auf die vielfältigen Anregungen des lebendigen Gottesgeistes zu hören bereit ist. Es sollte nachdenklich stimmen, daß in der Unterscheidung von Innen- und Außenansicht der Kirche die Trennungslinie heute keineswegs *zwischen* der säkularisierten Welt und der Kirche, sondern *durch* Kirche und Welt hindurch verläuft. Denn nicht wenige Menschen verlassen heute die Kirche bzw. suchen sie erst gar nicht und wenden sich gerade deshalb der Esoterik, dem Buddhismus oder anderen asiatischen Wegen zu, weil ihnen das spirituelle Angebot der Kirche(n) zu wenig spürbar ist.

Doppelte Hierarchie

Wenn nicht alles täuscht, gehört zu den zahlreichen Pilgerreisen Papst Johannes Pauls II. die Suche nach den wahren Christusjüngern in allen Ländern der Erde. Die inflationär große Zahl von Heilig- und Seligsprechungen unterstreicht die päpstliche Botschaft: Verkündigt werden nicht Prinzipien des Lebens, sondern die personale Gestalt des lebensspendenden Retters Jesus von Nazaret, in dem Gott selbst ein menschliches Gesicht gefunden hat. Seine Menschlichkeit aber erlaubt es allen Menschen, sich in der Nachfolge Jesu auf die Suche nach den Gesichtern Gottes im Heute zu machen. Bei genauerem Nachsinnen wird es dann möglich, daß wir in einer Zeit, der immer wieder die Abwesenheit und Ferne Gottes nachgesagt wird⁴, dennoch Gottes Gesicht erkennen können. Die Heiligen, die als unsere Zeitgenossen gelebt haben und leben, mit denen viele noch Lebende Kontakt gehabt haben, wie beispielsweise mit Mutter Teresa oder dem Konzilspapst Johannes XXIII. oder – hier in Deutschland – mit Edith Stein oder Nikolaus Groß, sind Aufforderung genug zu fragen, ob nicht Heilige neben uns leben, auch wenn diese nicht gleich auf die Altäre gestellt werden:

Hier ist auf eine weitere Tatsache aufmerksam zu machen. Wir haben uns allzu sehr an die traditionelle, männerdominierte Leitungsstruktur der Kirche – übrigens keineswegs nur da, sondern lange Zeit in der Gesellschaft überhaupt – gewöhnt. Angesichts der menschlichen Größe und Autorität von Papst Johannes Paul II. verblissen viele Bischöfe, leidet folglich auch deren Autorität. Beachtet man aber, daß Autoritätsstrukturen, die durch Übergabe und Berufung erzeugt werden, sich in der Regel von oben nach unten, also vom Papst über die Bischöfe bis in die Leitungsstrukturen unserer Ortsgemeinden hinein fortsetzen, so bleibt die Masse der sogenannten „Laien“ vielfach eine eher gesichtslose Menge.

Die Bemühungen um die Rolle der Laien, die keineswegs im Sinn des weltlichen Verständnisses Ungebildete und Unvermögende sind, haben in der Zeit vor dem Konzil eine bedeutende Rolle gespielt und in wichtigen theologischen Werken ihren Niederschlag gefunden⁵. Dennoch scheint dieses Bemühen nach dem Konzil in dem immer weniger wirkungsvollen Gremien- und Ausschlußkatholizismus eher zum Ende zu kommen. Ein entscheidender Grund dürfte darin liegen, daß es gerade in Deutschland mehr und mehr zu einem Machtspiel zwischen Kirchenleitung und Laienvertretungen, dafür weniger zu einer spirituellen Neubesinnung, Vertiefung und Erneuerung gekommen ist. Darum aber müßte es vor allem gehen, nicht so sehr um immer ausgeklügeltere Strukturveränderungen.

An dieser Stelle ist es wichtig, darauf zu achten, wie Autorität entsteht: Wird man zur Autorität aufgrund von Einsetzung und Ernennung oder aufgrund einer im Inneren gewachsenen Ausstrahlung? Wichtig ist also die Unterscheidung zwischen gesetzter („positiver“) Autorität und natürlicher Autorität⁶. Achten wir auf die uns heute von Johannes Paul II. vorgestellten Heiligengestalten, so handelt es sich oft genug nicht mehr um Vertreter der Hierarchie, sondern um Männer und Frauen, die in ihrem Land durch ein christusförmiges Leben aufgefallen sind. Damit zeigt sich aber, daß es eigentlich in der Kirche eine doppelte Gestalt der Hierarchie gibt, nämlich einmal die gesetzte und in der Nachfolge der Apostel begründete Ordnung, so dann aber eine zweite, zu allen Zeiten vom Geist Gottes geweckte Ordnung, die die Kirche quer zur apostolisch begründeten Hierarchie prägt.

Konkurrenz der Religionen

Immer wichtiger wird in unseren Tagen das neue Konkurrenzverhältnis zwischen den Religionen, das überall da sichtbar wird, wo Religionen nicht vorrangig als imponierende gesellschaftliche Institutionen in Erscheinung treten, sondern sich als „Wege“ vorstellen, die die Menschen auf den Pfad eines verwandelten, neuen Menschseins führen wollen. Es sind vor allem die asiatischen Religionen, die auf den ersten Blick ohne dogmatisches Interesse und ohne Betonung von moralisch-kasuistischen Geboten und Vorschriften den Menschen zu einem Weg nach Innen

einladen. Hier geht es dann um Formen der Meditation und der Innenschau, in denen Menschen unter der Anleitung von Erfahrenen auf den Weg gebracht werden. Diese Erfahrenen – Meister, Gurus, geistliche Lehrer und Begleiter – sind es, die ohne den Anspruch, zu einer strukturell hierarchischen Schicht zu gehören, als einfache Männer und Frauen tätig werden, Schüler um sich sammeln und in ihrer spirituellen Praxis führen und begleiten. Hier aber baut sich inzwischen – vielfach noch unbemerkt – eine neue Hierarchie auf, die zwar im Sinn der klassischen Lehre der Unterscheidung der Geister, wie sie zu Beginn der Neuzeit Ignatius von Loyola in seinen „Geistlichen Übungen“ niedergelegt hat, einer ständigen Überprüfung bedarf, aber auf die Dauer doch zu einer Erneuerung der Kirche von innen heraus führen kann.

In gewisser Weise bricht in der Kirche das neu auf, was sich schon zu Beginn der Neuzeit ankündigte, als in der Zeit der Gegenreformation viele Aufbrüche noch als Gefährdungen angesehen wurden. Johannes vom Kreuz wurde wie auch Ignatius von Loyola von der Inquisition verdächtigt. Erneuerungen, wie sie sich im Karmel unter Teresa von Avila und Johannes vom Kreuz ereigneten, erschienen ebenso gefährlich wie die Unterweisung von Kindern im Glauben durch einen theologisch nicht Vorgebildeten wie Ignatius. Letzterer konnte – wie lange vorher Franz von Assisi – erst durch den Eintritt in den klassischen Klerikerstand die gegen ihn vorgebrachten Verdächtigungen überwinden. Daß in den Anstößen der genannten Heiligen, zu denen auch die große Teresa zählte, die eine der ersten beiden von Paul VI. als solche angesprochenen Kirchenlehrerinnen ist, eine Chance liegt, wird zwar nachträglich erkannt, doch wird die Chance offiziell nur zögerlich umgesetzt.

„Geheimnis des Glaubens“

In der neueren Theologie wird nicht nur von Johann B. Metz gefragt, ob wir uns in einer Kirchen- oder in einer Gotteskrise befinden. Wenn Metz die Frage der Gotteskrise für fundamentaler hält als die Kirchenkrise, hat das mit den zuvor angestellten Überlegungen zu tun. Denn es geht heute in der Tat darum, ob wir es mit einer Kirche ohne Tabernakel, also ohne den in ihr präsenten Gott, zu tun haben oder nicht. Wo es in der Kirche nicht mehr um die Gegenwart des lebendigen Gottes geht, wird nicht nur der Kirchenraum zu einem Museum, sondern verfällt die Kirche selbst zu einer vielleicht immer noch wirkungsvollen Form eines mehr und mehr säkularisierten Wohlfahrtsverbandes. Es ist nicht gleichgültig, ob die Nächstenliebe der Gottesliebe gleichgestellt wird oder – wie viele Menschen es tun – die Gottesliebe auf die Nächstenliebe reduziert wird.

Zu den drei zentralen Bildern für die Kirche, die eine reale Gottespräsenz ausdrücken, gehören – neben dem Volk-Gottes-Gedanken – die Bilder vom Leib Christi und vom Tempel des Heiligen Geistes. Gott findet im Geheimnis der Kir-

che da seinen vollen Ausdruck, wo er als der dreifaltige Gott in den Blick kommt. Es gehört zu den verräterischen Entwicklungen, daß in priesterarmer Zeit Menschen oft verträöstend beigebracht wird, daß es neben der intensivsten Gestalt der Gottespräsenz in den eucharistischen Gestalten von Brot und Wein auch andere gültige Formen der Gottesverehrung gebe. So richtig das einerseits ist, so wenig läßt sich andererseits übersehen, daß der unzulängliche Umgang mit dem Priester-mangel zur Verflachung des Glaubenslebens in den Gemeinden förmlich einlädt. Der starre Rekurs auf Strukturen und Zustände, die sich kaum auf den jesuanischen Ursprung berufen können, verhindert eine spirituelle Erneuerung der Kirche. So wahr es ist, daß der Geist weht, wo er will, und so sehr das inzwischen auch für den Raum außerhalb der verfaßten Kirche zugestanden wird, so wenig kann das ein Grund sein, ihm nicht im Innenbereich der Kirche in aller Demut den Raum zu geben, der ihm und nicht menschlicher Verfügung zusteht. Hier kann gerade auch die Rede von dem, wozu man angeblich nicht befugt sei, eine Flucht vor verantwortlichem Handeln bedeuten.

Die Antwort, die der anwesenden Gemeinde im Anschluß an die erinnernde Verkündigung der Einsetzungsworte des Abendmahls zugemutet wird, lautet: „Geheimnis des Glaubens“ – „Mysterium fidei“. Dieses Mysterium tritt aber nach der Kirchenkonstitution nirgendwo so deutlich in Erscheinung wie in der Kirche selbst, die – in den Worten von Lumen Gentium 1 – in Christus Sakrament ist, das heißt: „Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“. Wer folglich von der Kirche als Sakrament – Erkennungszeichen und Werkzeug realer Vermittlung der göttlichen Wirklichkeit – spricht, hat von Gott zu sprechen. Das wiederum schließt zweierlei ein: Er muß es im Hinblick auf den tun, der diesen Gott als personales Gegenüber der Menschheit und jedes einzelnen Menschen geoffenbart hat: Jesus von Nazaret, der von sich sagt: „Wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen“ (Joh 14, 9). Er muß dieses „Sehen“ aber dann zugleich als ein Ereignis der Gegenwart erfahren kraft des lebenspendenden Geistes Christi und Gottes.

In der Liturgie der Kirche ist „Mysterium fidei“ ein öffentliches Bekenntnis der Gemeinde zur Gegenwart des lebendigen Gottes in der Kirche und darin nochmals hier und jetzt zur jeweils neuen Präsenz in den eucharistischen Gestalten von Brot und Wein. Damit verbindet sich zugleich ein Bekenntnis zu dem wirklichen Aufbau der Kirche, der eben nicht primär durch den Aufbau gesellschaftlich-institutioneller Formen gewährleistet ist, sondern durch das immer neu vollzogene Gedächtnis der Gegenwart Christi.

Daran erinnert eine der zentralen Stellen der Kirchenkonstitution. Der Text steht zwar im dritten Kapitel, das vor allem vom Bischofsamt handelt, nimmt aber gerade dadurch Bischöfe auf eigene Weise in die Pflicht:

„Diese Kirche Christi ist wahrhaft in allen rechtmäßigen Ortsgemeinschaften der Gläubigen anwesend, die in der Verbundenheit mit ihren Hirten im Neuen Testament auch selbst Kirchen heißen. Sie

sind nämlich je an ihrem Ort, im Heiligen Geist und mit großer Zuversicht (vgl. 1 Thess 1, 5), das von Gott gerufene neue Volk. In ihnen werden durch die Verkündigung der Frohbotschaft Christi die Gläubigen versammelt, in ihnen wird das Mysterium des Herrenmahls begangen, „auf daß durch Speise und Blut des Herrn die ganze Bruderschaft verbunden werde“. In jedweder Altargemeinschaft erscheint unter dem heiligen Dienstant des Bischofs das Symbol jener Liebe und jener „Einheit des mystischen Leibes, ohne die es kein Heil geben kann“. In diesen Gemeinden, auch wenn sie oft klein und arm sind oder in der Diaspora leben, ist Christus gegenwärtig, durch dessen Kraft die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche geeint wird. Denn „nichts anderes wirkt die Teilhabe an Leib und Blut Christi, als daß wir in das übergehen, was wir empfangen“ (LG 26).

Der Text gehört zu den dichtesten Aussagen des Konzilsdokuments. Er verbindet den Vollzug der Kirche mit der Feier der Eucharistie, nennt die drei bestimmenden Elemente dieser Feier: die Verkündigung des Evangeliums, die Feier des Herrenmahls, die Verbindung mit der umfassenderen Kirche, repräsentiert im Bischof. Er bekennt die reale Gegenwart Christi in seiner Gemeinde und verknüpft den Empfang des Leibes Christi mit dem Aufbau der Kirche, die schon im paulinischen Verständnis „Leib Christi“ ist.

Hier ist in der Tat zu fragen: Wenn zwei Elemente gegeben sind, die Verkündigung des Evangeliums und die Verbindung mit dem Bischof, trägt dieser dann nicht auch die Verantwortung dafür, daß das zentrale Element – die Feier des Herrenmahls – verwirklicht werden kann? Und wenn er – durchaus nachvollziehbar – davon überzeugt ist, daß es eine Lösung dieser elementaren Schwierigkeit, die aus dem Fehlen eines Vorstehers der Eucharistie herrührt, nicht am Kollegium der Bischöfe vorbei geben kann, dann haben die einzelnen Bischöfe doch die Pflicht, miteinander und mit dem Papst für angemessene Lösungen zu sorgen. Kann man es wirklich den Gläubigen verdenken, daß sie, wenn die Hirten untätig sind und schlafen, an diesen vorbei sich um Lösungen bemühen?

Communio, Dialog, Kommunikation

Zu den entscheidenden Entwicklungen in der Kirche gehört – parallel zu den gesellschaftlichen Entwicklungen nach der Aufklärung – ein wachsendes Verständnis für die menschliche Subjektivität. Subjektivität besagt nicht zuletzt ein wachsendes Bewußtsein des Menschen, über sich selbst verfügen zu können. An dieser Entwicklung nimmt auch die innere Entwicklung der Kirche teil. Das läßt sich an einem Begriff erläutern, der seit dem Konzil immer wieder mit der Kirche in Verbindung gebracht worden ist: „Communio“ – „Gemeinschaft“. Das Communio-Verständnis der Kirche läßt nicht mehr zu, daß die Mitglieder der Kirche in Subjekte und Objekte unterteilt werden, wobei dann die Subjekte bzw. die in einer Leitungsfunktion Tätigen der großen Zahl von Objekten bzw. zu Betreuenden gegenüberstehen. Communio im Sinn von menschlicher Gemeinschaft besagt etwas anderes. In ihr mögen die einzelnen Glieder unterschiedliche Aufgaben

haben, doch wirken sie alle empfangend und gebend an der Entwicklung des Ganzen mit.

Zum heutigen Verständnis von Gemeinschaft gehört auch das, was wir mit „Kommunikation“ bezeichnen, also die Möglichkeit eines wechselseitigen Austauschs der Glieder untereinander. Sehr bald nach Beendigung des letzten Konzils kam ein Begriff in Umlauf, der heute fast inflationär gebraucht wird: „Dialog“. Nun ist Dialog vorrangig ein Begriff, der die Haltung der Kirche zu den Menschen und Gemeinschaften außerhalb der Kirche beschreibt, im religiösen Bereich: den Umgang mit anderen Religionen. Hier aber gelten dann die Gesetze der Anerkennung der fremden Subjekte mit ihren eigenen Rechten. Das Eintreten der Kirche für die Menschenrechte hat konsequenterweise in diesem Zusammenhang seinen Ort.

Dialog, Kommunikation, Anerkennung der Menschenrechte sind aber dann nicht nur Momente, die für den Außenbereich der Kirche gelten und diese dort in die Pflicht nehmen. Glaubwürdig wird der Einsatz für die genannten zwischenmenschlichen Haltungen letztlich dadurch, daß das, was für den kirchlichen Außenbereich gilt, auch seine Konsequenzen für den Binnenraum der Kirche und folglich auch im innerkirchlichen Umgang Geltung hat. Hier sehen viele Menschen heute einen Bruch zwischen dem Außen- und Binnenverhalten der Kirche, der am Ende zu einer verminderten Glaubwürdigkeit der Kirche führt. In der Tat muß das Bewußtsein wachsen, daß es in der Kirche keine Zweiklassengesellschaft gibt: einmal „die da oben“, die das Sagen haben, sodann „die da unten“, die zu gehorchen haben. Hinter der Option für den Volk-Gottes-Gedanken stand nicht zuletzt die Einsicht, daß *alle* – Hirten und Herde – *unter* dem Wort Gottes stehen, somit „Hörer des Wortes“ sind und so im Gehorsam Gott gegenüber leben: „Nur einer ist euer Meister, ihr alle aber seid Brüder (und Schwestern) ... Nur einer ist euer Vater, der im Himmel“ (Mt 23, 8f.). Entsprechend kann es auch keinen Unterschied zwischen solchen geben, die Subjekte in der Kirche sind und als solche handeln, und solchen, die als reine Objekte in der Kirche behandelt werden und über die bei den verschiedensten Gelegenheiten einfach verfügt wird. Hier steht der Kirche als ganzer noch immer ein Lernprozeß bevor, der das Wir-Gefühl in der Kirche stärkt und sie damit wesentlich verändert.

Dienst – ein eindeutiges Ideal

Im übrigen ist das Ideal der Kirche eindeutig: Alles, was in der Kirche geleistet wird, ist als Dienst zu verstehen. Das gilt auch für die mit Vollmacht ausgestatteten Bischöfe. So heißt es zu Beginn des dritten Kapitels der Kirchenkonstitution:

„Um Gottes Volk zu weiden und immerfort zu mehren, hat Christus der Herr in seiner Kirche verschiedene Dienstämter eingesetzt, die auf das Wohl des ganzen Leibes ausgerichtet sind. Denn die Amtsträger, die mit heiliger Vollmacht ausgestattet sind, stehen im Dienste ihrer Brüder, damit alle, die zum

Volke Gottes gehören und sich daher der wahren Würde eines Christen erfreuen, in freier und geordneter Weise sich auf das nämliche Ziel hin ausstrecken und so zum Heile gelangen“ (LG 18).

Was hier als Spannungsverhältnis von Vollmacht und Dienst charakterisiert ist, hat leider in der Kirchengeschichte immer wieder zur Verkehrung der Vollmacht in Vollzüge von Machtausübung geführt, die dem Anspruch, Dienst am Ganzen des Leibes Christi zu sein, widersprochen haben. Das ist hier nicht im einzelnen zu erläutern. Nicht zu übersehen ist aber, daß es spätestens seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil eine deutliche Gratwanderung zwischen Unwandelbarem und Wandelbarem in der Kirche, zwischen unfehlbaren Aussagen und solchen, die Fehlbarkeit und Irrtum nicht ausschließen, zwischen Forderungen nach göttlichem und solchen nach kirchlich-menschlichem Recht gibt. Die Grenzlinie zwischen dem einen und dem anderen zu ziehen, wird auch in Zukunft nicht leicht sein. Wohl wird es auch in Zukunft sowohl aus Sorge um die ursprüngliche Treue, als auch aus Angst und vermutlich auch weiterhin aus Anmaßung Versuche geben, aktiv Grenzen zu ziehen bzw. mutige Entscheidungen zu verhindern. Es wird aber auch in Zukunft Menschen geben, die in ihrem Leiden an der Kirche zum Widerspruch aufrufen und am Ende damit Recht bekommen werden. Die Geschichte der Heiligen ist menschlich betrachtet selten eine Geschichte der Geradlinigkeit und des Erfolgs. Häufig bekommen Heilige erst im Rückblick Recht. In diesem Sinn gibt es gerade in der Heiligengeschichte manche späte Wiedergutmachung.

In diesem Zusammenhang wird zu Recht immer wieder die Frage gestellt: Was wäre heute vor Gott ein Dienst am Leib Christi, der Kirche, und darüber hinaus an den Menschen von heute? Wie würde sich Jesus im Blick auf den Ursprung heute verhalten? Diese Frage ist schon deshalb legitim, weil sich aus dem Buchstaben der Heiligen Schrift häufig keine adäquaten Antworten auf die vielfältigen Gegebenheiten und Anfragen ableiten lassen. Antworten in neuer Zeit müssen folglich, wie es im übrigen schon in der Frühzeit der Kirche der Fall gewesen ist, immer neu im Blick auf das Wort und Handeln Jesu erschlossen werden.

Tradition und Innovation

Damit kommen wir zu unserem Ausgangspunkt zurück. Der gerade auch in der Kirche verbreitete Streit zwischen Traditionalisten und Progressiven ist und bleibt töricht. Die Menschheitsgeschichte verläuft – wenn auch manchmal in Schlangenlinien – linear, das heißt: Sie geht weiter, wie es das lateinische Wort „progredi“ besagt. Die Geschichte fängt niemals wieder am Nullpunkt an. Jeder Mensch hat seine Abstammung, über die er nicht verfügt, über die er sich freuen mag oder nicht. Vieles ist jedem – wie man zu sagen pflegt – „mit in die Wiege gelegt“. Es ist ihm „übergeben“, „tradiert“ worden – dem lateinischen Wort „tradere“ entsprechend. Freilich kommt es dann darauf an, was er mit dem macht, was ihm als Last oder

Chance mit auf den Weg gegeben ist. Es macht aber wenig Sinn, sich allein als einen der Tradition Verpflichteten oder als einen allein am Fortschritt Orientierten zu verstehen.

Was ganz allgemein gilt, ist auch auf das Verständnis der Kirche und die Mitgliedschaft in ihr zu übertragen. Die Kirche ist die durch Welt und Zeiten pilgernde Nachfolgegemeinschaft Jesu. Sie ist also einmal geprägt von ihrem Ursprung her, von Gott, der sie in Jesus von Nazaret sammelt und auf den Weg schickt. Sie ist aber, gerade weil sie das pilgernde Gottesvolk ist, stets auch geformt von den konkreten Menschen, die sie in sich versammelt. Weil sich aber die Pilgerschaft durch eine voranschreitende Zeit vollzieht und die Menschen zudem in ganz verschiedenen Räumen, in unterschiedlichen Kulturen, mit eigenen Sprachen und so auch in unterschiedlichen Lebensmustern leben, erweist sich die Geschichte der Kirche als ein buntes, oft genug in seiner Vielfalt und Fülle kaum noch überschaubares Geschehen. Das bringt es mit sich, daß das Leben der Kirche sich nicht mehr uniform mit zentral gesteuerten Mechanismen lenken läßt.

Hinter den Begriffen Tradition und Innovation verbirgt sich schließlich auch noch die andere Zweiheit von Einheit und Vielfalt. Zweifellos führt die Erfahrung der Vielfalt dahin, daß in ihr das einzelne, auch der einzelne relativiert wird. Kein einzelner aber kann sich selbst einfach absolut setzen. Wenn wir uns eingestehen, daß nur einer schlechthin gut ist, daß nur einer absolut unverfügbar ist, daß nur einem die Herrschaft über Anfang und Ende zukommt und daß dieser Eine Gott ist, dann kann sich im Raum zwischen Anfang und Ende vieles ereignen. Das ist umso mehr zu betonen, wenn der Mensch nach dem jüdisch-christlichen Urverständnis von Gott nach dessen Bild und Gleichnis geschaffen ist und Gott ihm die Erde zur Pflege anvertraut hat. Mensch heißt aber dann im biblischen Urtext nicht Mann, sondern Mann und Frau. Das Wort des Ursprungs hat Gott in der Sendung seines Sohnes bzw. in seiner Menschwerdung nicht widerrufen, sondern in einem Neuen Bund erst recht festgeschrieben.

Gerade weil der Mensch aber von Gott in die Partnerschaftlichkeit gerufen ist, tritt die Kirche als Gemeinschaft derer, die sich von Gott gerufen wissen und darum auf den Weg der Nachfolge Jesu machen, all denen gegenüber, die Gottes Ruf entweder nicht ausdrücklich vernommen oder ihn sich nicht zu eigen gemacht haben. An dieser Stelle ist nicht zu fragen, ob und wie weit Menschen sich am Ende wirklich Gottes Ruf entziehen können. Anders gesagt: Die Frage des Heils der Menschen ist in diesem Zusammenhang weder zu diskutieren noch zu beantworten, weil der Schöpfer des Alls auch der Richter des Alls ist und sich gerade darin als der erweist, der Anfang und Ende umspannt. An dieser Stelle steht jeder einzelne Mensch unter dem Wort der Versöhnung, das Gott über ihn spricht.

Wohl aber ist ein anderes zu beachten: In dem Maß, in dem Gott in seiner Größe und Unverfügbarkeit respektiert wird, eröffnen sich in seiner Schöpfung vermutlich nach wie vor nicht ausgelotete Möglichkeiten, über die der Mensch verfügen

darf. Menschen haben zu allen Zeiten immer neu versucht, diese Möglichkeiten auszuschöpfen; sie tun es auch in unseren Tagen. Solange der Mensch selbst den Anderen und Fremden in seiner Subjektivität, seiner Würde und Freiheit respektiert und solange er sich für Lebensfähigkeit und Lebensraum des Menschen auch in der Zukunft einsetzt, ist er auf dem richtigen Weg. Viele der heutigen politischen, gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Auseinandersetzungen dienen diesem Zweck.

Offene Zukunft

Berücksichtigt die Kirche, daß sie auf doppelte Weise an diesem Ringen beteiligt ist, so ergibt sich auch für sie selbst immer neu der Ruf, sich für die Zukunft der Menschen offen zu halten. Tatsächlich wird der Kirche kaum nachgesagt, daß sie sich nicht am öffentlichen Diskurs im Außenraum der Welt beteiligt. Ihre Soziallehre, ihr Einsatz für die Ärmsten der Armen, die Bedürftigen und Zurückgebliebenen, auch die Warnungen, die Würde des Menschen zu achten und ihn weder in Wissenschaft und Forschung noch in den vielfältigen Systemen gesellschaftlichen Lebens zu reinen Verfügungsobjekten zu degradieren, haben ihr Gewicht und werden als bedeutender Beitrag in den öffentlichen Diskurs eingebracht.

Gerade weil das der Fall ist, stößt die binnenkirchliche Starre bei vielen Zeitgenossen auf Unverständnis und Widerspruch. Der binnenkirchliche Diskurs ist nach wie vor eher unterentwickelt. Das hat nicht zuletzt damit zu tun, daß selbst da, wo er stattfindet, die Ergebnisse in der Regel wirkungslos bleiben. Das gilt selbst für die Beratungen in den höchsten Kreisen. Die in *Lumen Gentium* neu betonte Kollegialität der Bischöfe kommt gerade da, wo es Ansätze der konkreten Umsetzung gibt, praktisch nicht zum Tragen. Das beste Beispiel sind die in den letzten Jahrzehnten regelmäßig stattfindenden Bischofssynoden, die – abgesehen von ihrer Organisationsform – schon deshalb wenig bringen, weil die am Ende erarbeiteten Voten nur beratende, aber keine verbindlichen Voten sind.

Es mag angemessen sein, die Vollmacht des Steuermanns in stürmischen Zeiten zu verstärken, doch bleibt der Entscheidungsfluß in der Gesamtkirche an vielen Stellen reformbedürftig. Zu den verschiedenen Feldern, die hier nur angedeutet werden können, gehören die alles in allem geringe Beteiligung der einzelnen Ortskirche bei der Bischofsernennung, auch die Entscheidung für pastoral nötige Diskussionen und Lösungen, die mit Rücksicht auf die Gesamtkirche den Ortskirchen bzw. den nationalen Bischofskonferenzen entzogen bleiben, die trotz allem eher unterentwickelte Mitsprache und Mitbestimmung der Laien in einer Kirche, in denen sich schon die bischöfliche Mitsprache der Ortskirchen kaum wirklich entfalten kann, die in dieser nach wie vor von Männern bestimmten Situation wenig hoffnungsvolle Lage der Frauen in der Kirche. Wie soll unter diesen Bedingungen ein Satz wie der des Apostels Paulus als Wirklichkeit erfahren werden: „Es gibt nicht mehr Juden

und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau, denn ihr alle seid ‚einer‘ in Christus Jesus“ (Gal 3,28)?

Zu den wichtigen Erkenntnissen der Kirchengeschichte gehört die Tatsache, daß die Innovationen in der Regel nicht aus dem Zentrum, sondern von den Rändern ausgelöst worden sind. Der Erweis, daß Änderungen legitim sind und der Treue zum Ursprung nicht widersprechen, ist oft nur leidend erbracht worden. Deshalb ist auch darauf zu bestehen, daß Menschen, die zur Innovation der Kirche beitragen wollen, diese nicht aus Enttäuschung oder Frustration verlassen, sondern in ihr verbleiben und dort für Gottes Geisteswirken eintreten. Wahre Erneuerungen der Kirche kommen nur dort zum Tragen, wo Menschen sich vom Geist Gottes und nicht von persönlichem Machtempfinden leiten lassen. Das besagt Freimut, gepaart mit Demut, der Bereitschaft zu wahren Dienst. Nur in solchen Menschen offenbart sich auch heute die Kirche als Zeichen der göttlichen Gegenwart unter uns und vermag sie Menschen zur Einheit mit Gott und zur versöhnten Einheit der Völker untereinander zu führen.

ANMERKUNGEN

¹ Vgl. G. Lohfink, *Wie hat Jesus Gemeinde gewollt?* (Freiburg 1983) 13.

² Vgl. H.-J. Pottmeyer, *Kontinuität u. Innovation in der Ekklesiologie des II. Vatikanums. Der Einfluß des I. Vatikanums auf die Ekklesiologie des II. Vatikanums u. Neurezeption des I. Vatikanums im Lichte des II. Vatikanums*, in: *Kirche im Wandel. Eine kritische Zwischenbilanz nach dem Zweiten Vatikanum* hg. v. G. Alberigo u. a. (Düsseldorf 1982) 89–100; vgl. auch O. H. Pesch, *Das Zweite Vatikanische Konzil. Vorgeschichte – Verlauf – Ergebnisse – Nachgeschichte* (Würzburg 1993) Kap. 5 u. 7.

³ Dazu ausführlicher H. Waldenfels, *Kontextuelle Fundamentaltheologie* (Paderborn 2000) 356–364, 364–440.

⁴ Vgl. *Der ferne Gott in unserer Zeit*, hg. v. St. Pauly (Stuttgart 1999).

⁵ Vgl. z. B. das immer noch lesenswerte Werk von Y. Congar, *Der Laie* (Stuttgart 1957).

⁶ Vgl. zur Frage der Autorität Waldenfels (A. 3) 501–506, zur Autorität in der Kirche ebd. 506–526.